Freundliche Grüße

Mohrenwitz

<36603568750014

8.–

Josef Ruederer

Höllischer Spuk

Ein Münchner Erlebnis

Berlin
Verlag von Georg Bondi
1897

Es ist eine pudelnärrische Geschichte, die ich da erzähle, eine Geschichte der sonderlichsten Art, wie sie wohl selten passieren wird, aber trotz der Abenteuerlichkeiten, die sie enthält, hat sie den unberechenbaren Vorteil, den jede Geschichte eigentlich haben muß, wenn sie den braven Leser von Anfang an gleichmäßig ergötzen will: daß sie wahr ist, vollkommen wahr, mit all ihren Zuthaten. Und nicht etwa vor zweihundert Jahren hat sie sich zugetragen, in jener einzigen Zeit, wo man noch Hexen verbrannte, Gespenster beschwor und Meineidigen die Hand abhackte, sondern erst ganz vor kurzem, in München, der Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Bayern, der Metropole der Kunst, des Biers und des Katholizismus.

Ich selber hab' sie erlebt.

Dies möchte ich gleich schon am Eingang betonen, da vielleicht mancher ungläubig die Nase

rümpfen könnte, wenn er in unserer ja so ungemein aufgeklärten Zeit, am Schlusse des Jahrhunderts der Erfindungen, von höllischem Spuk was zu lesen bekommt. Wegen München und Umgebung ist mir zwar weiter nicht bange. Man wird in dieser Stadt brünstiger Frömmigkeit und biederer Gutmütigkeit meiner Erzählung jenen unerschütterlichen Glauben entgegenbringen, der mit den zahllosen Wunderthaten bayerischer Gnadenorte so innig verknüpft ist und der sogar die heimischen Behörden beseelte, als sie vor wenigen Jahren dem Teufel des handfesten Wembinger Paters unter tiefen Bücklingen die schuldige Reverenz erwiesen. Aber außerhalb der weißblauen Pfähle wohnen ja auch noch Leute, die vielleicht nicht durchdrungen sind von solch tiefer, rührender Glaubensstärke, und solchen Ketzern, die wohl gar wohlfeilen Spott auf den Lippen tragen, möchte ich von vornherein zurufen: So ihr zweifelt, lest meine Geschichte überhaupt nicht, denn sie ist nur für jene geschrieben, die an alles glauben auf Erden, was ihnen auch vorgesetzt wird, von der Erschaffung der Welt an bis herab zu den unermeßlichen Wundern der Miß Diana Vaughan in Paris und ihres Teufels Bitru, welch letztgenannte Herrschaften ich einem gläubigen Auditorium gar

nicht genug ans Herz legen kann, ehe ich nun meinen Vortrag beginne.

Also, höret zu!

An einem schönen, warmen Frühlingstage sitze ich, Josef Ruederer, öffentlich konzessionierter und in Berlin beglaubigter Schriftsteller, in meinem Arbeitszimmer und schreibe an einem längst versprochenen Kunstbericht für die Neue Deutsche Rundschau. Das klingt eigentlich recht prosaisch und durchaus nicht so spukhaft, wie man's auf diese pathetische Einleitung wohl erwarten möchte, nicht wahr? Aber nur Geduld, das dicke Ende kommt schon noch nach, und außerdem kann ich nichts dafür, wenn meine Geschichte, trotz allem teuflischen, was sie enthält, nicht zur Geisterstunde in der Walpurgisnacht oder auf verfallenen Gräbern, sondern ganz gewöhnlich am hellen Nachmittag beginnt, wo statt finsterer Schatten die liebe Sonne gar freundlich ums Haus zieht und ihre Strahlen über Büsche und lachende Wiesen hinaussendet zur freundlichen Vorstadt Schwabing mit dem uralten Stephanskirchlein und den knallroten Ziegeldächern. Gerade deshalb ist das Erlebnis noch um so interessanter, behaupte ich. Hätte es sich abgespielt des Abends oder in nächtiger Stunde, dann könnte man von

einer Täuschung reden, von unmäßig genossenem Biere, das ich natürlich wie jeder ehrliche Kraftbayer in Mengen hinabschütte, so aber bleibt jeder Zweifel ein für allemal ausgeschlossen, und ich kann mich, dank der klaren, durchsichtigen Frühlingsluft, auf die unbedeutendste Kleinigkeit jener merkwürdigen Vorgänge besinnen, die zur erwähnten Stunde begannen, auf der Straße sich fortsetzten und schließlich vor einer aufgeregten Versammlung ein Ende mit Schrecken nahmen.

Also nochmals: Ich sitze an meinem Schreibtisch und arbeite an einem Kunstbericht. Das heißt, ich arbeite eigentlich nicht, sondern stütze den Kopf in die aufgestemmten Arme und schaue bald auf mein Konzept, bald in die sonnige Landschaft. Meine Stimmung ist nicht die beste. Seit fünf Tagen schinde ich mir meine Finger wund, und die Sache will mir nicht werden, so sehr ich mich anstrenge. Nach rechts und nach links hab' ich's geschoben, das oberste zu unterst gekehrt, aber wie ich's auch anfing, geglückt ist es mir nicht.

Ich hätte nie geglaubt, daß Kunstberichte so schwer seien. Früher hatte ich darüber verächtlich die Achseln gezuckt, nun aber, wo ich selbst einen schreiben sollte, schämte ich mich dieser Gefühlsro-

heit, und in mir stieg etwas auf von scheuer Bewunderung für jene Männer, die mit der Fingerfertigkeit eines Equilibristen solche Dinge in Tages- und Wochenblättern zu stande bringen, um der staunenden Mitwelt zu verkünden, was ihr zu gefallen und nicht zu gefallen hat. Mochten solche Ergüsse manchmal auch verdammt langweilig sein, bedeutend waren sie jedenfalls immer, sehr bedeutend, und besonders das eine stand mal unverrückbar fest: Ich brachte keinen ähnlichen fertig. Eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich meiner. Ich sah verzweifelt auf das verkritzelte Papier herab, und mit einem schweren Seufzer gab ich Herrn Alfred Kerr recht, der schon vor fünf Wochen auf meinem Grabhügel die wilden Rosen sehen wollte. Damals hatte ich noch nicht recht dran glauben wollen: ich war mir noch immer ziemlich jung und thatkräftig vorgekommen, außerdem war mein letzter Band erst vor fünf Monden erschienen, jetzt aber leistete ich Herrn Kerr im stillen höfliche Abbitte als müder Mann, der nichts mehr zu geben hatte und fluchte der unglückseligen Stunde, in der ich der Neuen Deutschen Rundschau die leichtsinnige Zusage erteilte, von meiner vielgeliebten Vaterstadt zu berichten, was sich tief in ihrem innersten Schoße alles rege

und ausbaue an Thaten und Werken. Stoff wäre in Menge vorhanden gewesen. Dort, mein Notizblatt weist Namen und Ereignisse in ununterbrochener Folge auf, alle wert in besserem oder schlechterem Material verewigt zu werden, außerdem mein unentwegter, durch nichts zu erschütternder Glaube an das viele Gute und Schöne, was meine Vaterstadt hervorbringt; aber das alles in chronologischer Reihenfolge zusammenstellen, ein Bild nach dem andern aufzählen und jedes mit zwei bis drei Sätzen abmachen, von der Luitpoldgruppe zu Herrn Possart, von Herrn Possart zur Kollegengruppe, von dieser zur Sezession und von der Sezession zu den five sisters Barrison hüpfen, das ist es, was ich eben nicht kann und wohl auch, mit Schmerzen sah ich's ein, nie lernen werde. Immerhin bin ich, auch das sei noch am Anfang betont, ein Charakter, und zwar einer jener immer seltener werdenden, die etwas bockbeinig durchführen wollen, wenn sie einmal angefangen haben. Und so nahm ich denn, im Besitz einer löblichen Eigenschaft, die ja bei der heutigen Kunstkritik das Haupterfordernis bildet, alle meine Notizbläter noch einmal her und überflog mit zäher Hartnäckigkeit, was ich im Laufe der Monate zusammengeschrieben hatte. Kunterbuntes

Zeug vom Gastspiel Tamagnos und der Bellincioni, von der Aufführung der Königskinder, der Schillingschen Ingwelde, vom akademisch-dramatischen — und vom Frauenemanzipationsverein, von Konzerten und Ausstellungen, von Schriftstellern und Schauspielern, von Kunsthändlern und Theaterdirektoren und Raubmördern.

Mancher mag sich beim Anblick dieser Speisekarte über die Zusammenstellung wundern und die Frage aufwerfen, was so ein blutrünstiges Gewerbe, wie das der Herren vom scharfgeschliffenen Messer, mit dem höchst ehrbaren der braven Theaterdirektoren und mit der Kunst überhaupt zu thun habe, allein meines Erachtens gehört diese löbliche Zunft unbedingt in einen Münchner Kunstbericht, wie die Kirchweih, die Frohnleichnahmsprozession und die Salvatorsaison. Denn wie bei diesen bedeutungsvollen Festen, die vor Farbe schillern, so spiegelt sich bei einer Schwurgerichtsverhandlung und bei der darauffolgenden Hinrichtung das vollsaftige Münchner Leben in seinem ganzen, sonnigen Humor und seiner Innigkeit wieder. Am meisten natürlich bei der Hinrichtung, bei der eine in diesem Falle leider zu fortschrittlich gesinnte Behörde immer noch nicht die Wiedereinführung von Wurstelbrater und Karoussel-

fahren gestatten will. So muß denn meist die Verhandlung Ersatz bieten. Auch mit ihr ist die Bevölkerung schließlich zufrieden, besonders wenn sie, wie bei dem berüchtigten Berchtold, mit dem München ein Jahr lang seine Kinder ins Bett trieb, das ganze Oktoberfest dauert und so eine Fülle schönster Anregungen zwischen Pferderennen und Preisschießen bietet.

Deutlich kann man sehen: ich wollte den innersten Organismus belauschen, aus dem heraus die Kunst ihre geheimnisvollen Blüten treibt, den Boden wollte ich aufreißen, um die Scholle bloßzulegen, auf der sich, wie man in jeder Festrede hören kann, die Musen so ungemein heimisch fühlen. Dazu noch meine Begeisterung für alles Hohe und Schöne, mein Charakter — und der Kunstbericht hätte ja gelingen müssen! Aber auch jetzt ging es wieder ebensowenig wie zuvor, und wenn ich das Feuer im Busen auch zur lodernden Flamme entfachen wollte. Hatte ich eine Seite glücklich niedergeschrieben, dann zerriß ich sie wieder und fing eine neue an, und so ging es eine Stunde lang fort, bis ich schließlich vor Ärger die Feder auf den Boden warf, der sonnigen Landschaft den Rücken kehrte und mit finsteren Augen die Bücherwand anstarrte, die sich,

vollgepfropft mit tiefer Weisheit, dort hinten vor mir aufbaute. Erst sah ich ganz gedankenlos hin, denn Bücher sind ja bei einem Schriftsteller immerhin nichts außergewöhnliches, plötzlich aber fesselten große, goldene Lettern meine Aufmerksamkeit, und je länger ich hinblickte, um so seltsamer wirkten sie auf mich. Jetzt las ich sie ab von dem eleganten Juchtenleder der dicken Folianten, langsam und mit starker Betonung:

„Muther, Kunstgeschichte in drei Bänden.“

Seltsam, was ich lange nicht mehr empfunden hatte, eine merkwürdige Beruhigung, ja eine heitere Stimmung überkam mich auf einmal. Mir war es, als fingen die Buchstaben zu sprechen an in einem herzlichen, stärkenden Tone, der tief in mein Inneres drang:

„Warum so traurig?“ schienen sie zu fragen. „Mach dir's doch nicht so schwer. Kunstberichte zu schreiben ist gar kein so gefährliches Ding, glaub' uns, wir wissen's aus Erfahrung.“

Mir lief es warm und kalt über den Rücken, und ich lachte immer hinüber, erst ein bißchen schüchtern, dann immer verständnisvoller, bis es mir so in den Beinen prickelte, daß ich emporsprang und mit großen Schritten zu dem lockenden Wandschrank

eilte. Noch einen Blick auf den freundlichen Muther, der mir voll treuer Kollegialität zuzunicken schien, und dann riß ich mit heroischem Entschlusse aus den Schubfächern zusammengebundene Zeitungen heraus, um sie der Reihe nach auf meinen Tisch zu werfen. Es geht doch nichts über das Sammelfieber! Das empfand ich voll wohligen Behagens, als mit den vergilbten Blättern erlauchte Namen wie Pecht, Pietsch, Berlepsch, Ranzoni, Ostini, Rosenhagen, Theodor Wolf u. s. w., an meinen Augen vorüberhuschten. Heissah, nun sollte der Kunstbericht werden! Schon bei der bloßen Berührung der ehrwürdigen Papiere sprangen wieder die besten Gedanken empor und ließen mich die Feder vom Boden heben. Und nun holte ich neues Papier hervor, warf mich in Positur und überlegte mir, wie ich es anfangen sollte. Ein vortrefflicher Einfall ließ mich auf das Hoftheater kommen. Da hatten die ehrsamen Abonnenten und Kartenmenschen erster, zweiter und dritter Kategorie im letzten Winter den John Gabriel Borkman als Posse aufgefaßt und dementsprechend behandelt. Auch sonst gab es noch mancherlei Schönes von dem Musentempel zu berichten, insbesondere von dem hohen Geist der Antike, der durch ergraute Darsteller und

Darstellerinnen in edelster Weise verkörpert wird. Von ihm wollte ich dann mit einer kühnen Wendung, die ich in den Papieren fand, zum Glaspalast übergehen, wo Sezession und Künstlergenossenschaft heuer wieder vereinigt, gar zärtliche Schwesterküsse wechseln. Herr von Lenbach hat ihnen aus besonderer Gefälligkeit die Ausstellung arrangiert, und man muß sagen, es ist ihm, der jahrelang zwanzig eigene Gemälde, mit unzähligen alten Kisten herbeigeschleppt hat und dabei fortwährend gegen die Massenausstellungen wetterte, heuer gelungen, einen Markt von unerhörter Reichhaltigkeit zu erzielen, der alles bis jetzt dagewesene einfach erschlägt. Das ist um so überraschender als sich Herr von Lenbach, nach seinen Reden im letzten Winter zu schließen, Kunstausstellungen nur so gedacht hat, daß alle Kilometer einmal ein Bild, wo möglich ein eigenes, mit einer Palme oder einer Tanne aufmarschieren solle, dazwischen waren Männerchöre geplant, Erfrischungen sollten gereicht werden, verbunden mit ein wenig Massage und Trainierung für das nächste Werk.

Ich freute mich deshalb von ganzem Herzen, daß der Gewaltige doch noch in letzter Stunde ein menschliches Mitleid mit den anderen Sterblichen empfunden hatte, und beschloß, ihm dafür meinen

besonderen Dank abzustatten. Da ich aber einmal im Glaspalast war, wollte ich auch nicht verfehlen, gleichzeitig der aus der Künstlergenossenschaft ausgeschiedenen Luitpoldgruppe oder vielmehr Café-Luitpoldgruppe, denn diesen kleinen Zusatz muß sie sich jetzt auf allerhöchsten Wunsch nachträglich leisten, einen Besuch zu erstatten. Ihre wohlweise Jury hat nämlich einem Künstler wie Carl Strathmann seine drei Bilder zurückgeschickt, und dem armen Heinrich Lossow hat sie's nicht besser gemacht. Nur hat Herr Lossow die Sache nicht ganz so geduldig hingenommen. Er gebrauchte das stärkste Gewaltmittel, das ihm zu Gebote stand und spielte der Café-Luitpoldgruppe den bösen Streich, Tags darauf zu sterben. Man stand einen Augenblick etwas perplex, wie immer bei derartigen Sachen, dann aber ermannte man sich in edler Ergriffenheit, und heute prangt Lossows zurückgewiesenes Bild im Ehrensaal der Café-Luitpoldgruppe, darunter ein riesiger Lorbeerkranz mit schwarzseidener Schleife und einer Widmung für den Unvergeßlichen.

Immer stärker geriet ich ins Feuer, als ich mir diese frohen Thatsachen vergegenwärtigte. Ich nahm mir vor, sodann sämtliche Bilder dem Alphabet nach zu loben, und als ich nun gar in einem Artikel des

Herrn Friedrich Pecht einen passenden Übergang vom Glaspalast zum Löwenbräukeller fand, da kannte mein Glück keine Grenzen mehr. Denn dort sollte heute Abend der geniale Erbauer des neuen Justizpalastes, Herr Professor Friedrich von Thiersch, mit Pauken und Trompeten für sein eben vollendetes Werk gefeiert werden, und ich selber durfte zugegen sein.

„Es geht, es geht,“ rief ich frohlockend. „Ach, ich hab's ja gewußt, man braucht nichts weiter zu besitzen als Charakter, einen recht guten Charakter.“

Und mit fiebernder Eile machte ich mir erst wieder ein paar Notizen und ließ die Feder über das Papier eilen, daß sie laut krachte. Da plötzlich — ich war eben mitten in einem großen Lobeshymnus auf die Sezession und schielte ein bißchen zu Herrn von Ostini hinüber, — kehrte mir einer jener entsetzlichen Gedanken zurück, die sich ins menschliche Hirn setzen wie der Biß der Natter.

„Wenn man's merkte? Wenn man dahinter käme? Wenn so ein gemeiner Kerl von Kunstschriftsteller etwa behaupten wollte, die Ideen seien von ihm?“

Furchtbar schrak ich zusammen und ein scheuer Blick auf den Muther brachte mir in fatale Er-

innerung, daß selbst die Besten auf Erden nicht sicher waren vor den schamlosen Indiskretionen solcher Hallunken. Aber wie soll man's denn anders anfangen? Ich sprang wieder auf und rannte sehr erregt durch mein Zimmer. Gleichzeitig merkte ich, daß mir bei dem jähen Schrecken auch wieder alle guten Gedanken entflohen waren, und da überkam mich eine fürchterliche Wut. Erst schimpfte ich, daß mein Freund, der Oberst von Reder, trotz seiner rein lyrischen Seite sehr neidisch geworden wäre, hätte er von seiner Ritterburg im Westen der Stadt zu mir herüber horchen können, dann aber feuerte ich die staubigen Zeitungsbündel in die Ecke hinein, den Muther als schätzbare Zugabe obenauf.

„Wenn so was nicht einmal mehr erlaubt ist," schrie ich außer mir, „dann bleibt liegen, bis euch der Teufel holt. Der soll meinetwegen Kunstberichte für den schwarzhaarigen Bie schreiben, ich hab's satt!"

Aber nun geschah eben das Unglaubliche, das Unerhörte, von dem ich zu Anfang gesprochen habe. Nicht für möglich hätte ich es gehalten, wenn ich nicht eben in München lebte und als überzeugter Katholik Zeichen und Wundern völlig geneigt wäre. Kaum hatte ich nämlich den ganzen Kram zu einem Haufen geworfen, da steht wie zum Fenster herein-

geblasen ein Kerl in meinem Zimmer, angethan mit schwarzem Frack, schwarzen Beinkleidern und Zylinder und grüßt wie der bestbezahlte Lohndiener.

Ich denke, ich soll in die Erde fahren:

„Wie kommen Sie da herein? Wer sind Sie? Was wollen Sie?" rief ich in einem Atem.

Er that etwas verlegen:

„Entschuldigen Sie, wenn ich vielleicht störe, ich bin der Teufel Bitru."

„Der Teufel?" schrie ich ganz entsetzt und fuhr an die Wand zurück.

„Zu dienen, der Teufel Bitru."

„Bitru ... Bitru ..." stotterte ich, „der Genosse der Miß Vaughan, mit der dieser Lump, dieser Leo Taxil, die ganze Welt gefoppt hat?"

Er nickte:

„Sie haben's erraten. Übrigens sprechen Sie, bitte, etwas besser von meinem gütigen Herrn. Wie Sie sehen, bin ich kein Trug, sondern existiere wirklich und bin auf Ihren Wunsch hierher geeilt."

Jetzt sah ich mir diesen ungebetenen Eindringling etwas näher an. In meinem Leben war ich noch keinem Teufel begegnet, sondern hatte vielmehr die feste Absicht gehabt, mir dieses doch mehr oder minder zweifelhafte Vergnügen für später aufzu-

sparen, wo ich ja wohl noch ausgiebige Gelegenheit dazu finden würde. Wie dem aber auch sei, jedenfalls hatte ich mir den Satanas ganz anders vorgestellt. Dieser elegante Herr, der da in tadelloser Toilette vor mir stand, präsentierte sich für einen Teufel recht gut. Es war weiter nichts auffallendes an ihm bis auf den linken Fuß, den ein frisch beschlagener Pferdehuf ersetzte. Doch er verstand das mit Anstand zu tragen, wie er sich denn überhaupt als vollendeter Gentleman benahm. Nicht unerwähnt möchte ich lassen, daß er mich im Gesicht ein ganz, ganz kleines bißchen an Herrn von Wolzogen oder wenn man will, an Frank Wedekind erinnerte, wenigstens trug er denselben eigenartigen Kinnbart.

„Sonderbar," sagte ich endlich. „Also, so sieht ein Teufel aus."

„Aufzuwarten."

Ein bißchen machte mir die Sache aber doch bange, denn meine Augen gingen nicht mehr von dem fatalen Pferdefuß fort.

„Wollen Sie nicht lieber ein paar Häuser weiter wandern?" fragte ich. „Gleich nebenan da wohnt Max Halbe."

„Ein andermal," sagte er verbindlich. „Max

Halbe kommt mir ohnehin nicht aus. Für's erste müssen Sie mir schon gestatten, daß ich mich an Sie halte."

„Ich bin Ihnen sehr verpflichtet. Nur sagen Sie mir zunächst, was Sie denn eigentlich wollen."

„Gar nichts geringeres, als Sie mit dem Hochwürdigen Herrn Leo Taxil, meinem Gebieter, bekannt zu machen."

„Herr Taxil?" rief ich erschrocken. „Der nichtsnutzige Freund der Diana Vaughan und Ihr elender Genosse? Der ist hier — hier in München?"

„Zu Befehl."

„Und was will er denn?"

„Hören Sie ihn selbst," sagte Vitru und wies mit einer eleganten Handbewegung nach der Thüre.

Ich wußte einfach nicht mehr, ob ich in meinem Zimmer war oder in einem Tollhaus. Aber anstatt das einzig richtige zu thun, mir ein Schaff Wasser über den Kopf zu gießen, das ganze Haus zu alarmieren und alle Leute anzubrüllen, wie dieses Gesindel in mein Zimmer kam, blieb ich wie angewurzelt stehen und starrte auf die eigentümliche Gestalt mit dem glattrasirten Zuchthausschädel, die jetzt mit einem andächtigen „Dominus vobiscum" über die Schwelle trat und dem Teufel ein Zeichen

gab, zu verschwinden. Nun stand mir der unheimliche Geselle ganz dicht gegenüber, und ich hatte volle Muße, dieses faltige Gesicht mit der riesigen Adlernase und den infamen, gemeinen Schweinsäuglein zu betrachten.

„Dominus vobiscum," wiederholte er.

„Et cum spiritu tuo," erwiderte ich wie geistesabwesend. „Darf ich mir eine bescheidene Frage gestatten, was mir die mehr wie zweifelhafte Ehre Ihres werten Besuches verschafft?"

Herr Leo Taxil lächelte höchst eigentümlich:

„Sie wollen einen Kunstbericht schreiben?"

„Allerdings, aber ich verstehe nicht, wie Sie —..."

„Bitte," unterbrach er mich höflich, „ich bin gekommen, Ihnen zu helfen."

„Ja, verstehen Sie denn von Kunst überhaupt etwas?"

Mein seltsamer Gast sah mich überlegen an:

„Ist denn das unbedingt nötig?"

„Bis heute war diese Meinung wohl noch gang und gäbe."

„Ach, das glauben Sie ja selbst nicht," lachte Herr Taxil.

„Aber, ich bitte ..."

„Gehen Sie mir doch mit so veralteten Vor-

urteilen! Bilden Sie sich vielleicht ein, daß der Muther ...?"

„Donnerwetter," rief ich erstaunt. „Sie kennen den Muther?"

„Sie scheinen mir ja recht wenig zuzutrauen. Aber warten Sie nur, Sie sollen bald merken, was ich von Kunst auch sonst noch alles verstehe. Was glauben Sie wohl? Ich kann sogar Stuck von Böcklin unterscheiden."

Ich prallte zurück:

„Das ist nicht möglich," rief ich heftig. „Das giebt's nicht, hier in München schon gleich gar nicht."

„Dann sollte mir's leid thun," meinte Herr Taxil und lächelte wieder.

„Leid thun, für wen?"

„Na, für den Stuck natürlich."

So ein Mensch war mir noch nicht vorgekommen.

„Sie .... Sie müssen schon verzeihen, ich habe Sie bis heute nur für einen äußerst gewandten Gottesmann gehalten, der wohl mit der hohen Geistlichkeit gehörig umzuspringen versteht, aber in der Kunst sind Sie mir noch ein Neuling."

„Bester, wie kann Sie das so in Erstaunen setzen? Wird die Kunst in Ihrem äußerst fidelen, bayrischen Landtag nicht auch von kirchlich geweihten

Brüdern verwaltet oder von einigen Gschaftlhubern, die noch schwärzer sind als Pfaffen und Pest?"

„Trotzdem vermag ich noch immer nicht recht zu glauben, daß Sie . . ."

„Die Geistlichkeit kann überhaupt alles, wie das Militär in Berlin," bemerkte Herr Taxil sehr entschieden. „Und so viel wie den Herren Daller und Orterer werden Sie mir zur Not wohl auch noch einräumen auf dem hehren Gebiete der Kunst."

„Na, na, ich weiß nicht."

Herr Taxil machte ein resigniertes Gesicht.

„Ja, ja, so geht's einem auf der Welt mit diesem verfluchten Spezialistentum. In der Malerei ist es so, in der Heilkunst, in der Schriftstellerei und bei den Tingeltangels ist es nicht besser. Und was ist das Ende? Die Menschheit traut einem nichts anderes mehr zu."

„Na, na," wehrte ich ab, „Ihnen traut man doch wohl so ziemlich alles zu."

Herr Taxil lachte geschmeichelt:

„Meinen Sie?"

„Und ob! Nach dem Schwindel mit der angeblichen Diana Vaughan."

„Pardon! In diesem Punkte verstehe ich keinen Spaß! Miß Diana Vaughan existiert."

„Aber Sie haben doch selbst in der glorreichen Priesterversammlung erklärt —“

„Alles nur im Interesse der allein seligmachenden Kirche und unseres vielgeliebten, heiligen Vaters.“

„Ich verstehe nicht . . .“

„Genug,“ schrie Herr Taxil. „Diana Vaughan existiert doch.“

„Und wo hält sich die hochwohlgeborene Dame auf, wenn mir diese Frage gestattet ist?“

„Augenblicklich in München, um sich von Herrn von Lenbach malen zu lassen.“

„Nicht möglich!“

„Was ist nicht möglich?“ sagte Herr Taxil hochnäsig. „Wissen Sie nicht, daß Herr von Lenbach alles malt, wenn es sein muß, auch den Teufel oder Fräulein Barkany? Und wenn er dieser ehrwürdigen Dame geschrieben hat, er freue sich, mit ihr nicht nur die schönste, sondern auch die bedeutendste Schauspielerin Deutschlands zu malen, dann wird er Miß Vaughan, der der heilige Vater einen Spezialsegen nach dem anderen gesandt hat, erst recht porträtieren.“

„Also, das ist der eigentliche Zweck Ihrer Reise?“

„Nicht so ganz,“ schmunzelte Herr Taxil. „Ich

möchte mir doch auch die hochschätzbare Bevölkerung Münchens ein bißchen näher ansehen. Ich vermute nämlich hier guten Boden für meine Zwecke, denn München war von je eine gläubige Stadt."

„Nicht wahr?" rief ich, erfreut über diese Anerkennung.

„Selbstredend! Und nachdem ich auswärts im Augenblick doch ein wenig unmöglich bin —"

„Wie denken Sie vorzugehen?" fragte ich.

„Das muß allerdings für's erste noch mein Geheimnis bleiben. Zunächst werde ich mal ein paar solenne Wunder wirken, und dabei rechne ich auf eine thatkräftige Unterstützung von seiten der hiesigen Behörden. Doch das nur nebenbei. Jetzt sagen Sie mir mal vor allen Dingen, wo ich Herrn Dr. Panizza treffen kann?"

„Dr. Panizza? Den kennen Sie?"

„Na, ob ich den kenne, den wackeren Verfasser des „Liebeskonzils" und so unendlich vieler geistreicher und anziehender Schriften! Sehen Sie, das ist ein Mann nach meinem Geschmack. Küssen möchte ich ihn."

„Das trifft sich aber sehr fatal," meinte ich. „Herrn Panizza war die hiesige Luft schließlich recht wenig zuträglich, und er zog deshalb nach einem

herzlichen Abschied, den Sie für vierzig Pfennig zu kaufen bekommen, nach der Schweiz."

„Mein altes Pech," rief Herr Taxil schmerzbewegt aus. „Und ich sollte ihm so viele Grüße bestellen vom heiligen Vater für seine wahrhaft einzige, unbefleckte Empfängnis der Päpste, diese herrliche Schrift."

„Ja, es thut mir sehr leid," sagte ich langsam. „Aber Herr Meßthaler ist doch hoffentlich noch hier?" fragte Herr Taxil. „Herr Meßthaler, der junge, schneidige Held, wie ihn Dr. Panizza ebenso passend wie schön nannte."

„Wenn er nicht wo anders ein neues Theater gründet."

„Wie? Er ist nicht mehr Direktor des Deutschen Theaters?"

„Längst entlassen nach achtwöchentlicher Thätigkeit."

„Und warum?"

„Mein Gott, das läßt sich nicht so leicht sagen. Vortreffliches Personal, aber zu viel Fleisch, zu wenig Geist."

„Wie kann das nur sein?" rief Herr Taxil. „Ich habe doch immer diese phänomenalen Artikel des Herrn Julius Schaumberger im „Mephisto" gelesen."

„Dieser Befähigungsnachweis scheint doch noch nicht genügt zu haben," meinte ich achselzuckend.

„Aber auch Herr Dr. Halbe soll ja geäußert haben, daß ihm doch wenigstens die Schauspielerinnen einen recht viel versprechenden Eindruck gemacht hätten. Als Fachmann und ehemaliger Direktor seines selig entschlafenen „Intimen Theaters" muß er es doch verstehen."

„Thut nichts," sagte ich eifrig. „Herr Meßthaler flog trotzdem, Herr Viktor Nauman kam und flog, und jetzt sitzt Herr Emil Drach in der Schwanthaler Passage. Wenn Sie sich eine Droschke nehmen, ist es möglich, daß Sie ihn noch vorfinden. Sagen Sie aber dem Kutscher ausdrücklich, daß er schnell fahren soll, sonst können Sie schon wieder einen neuen Direktor antreffen, vielleicht Herrn von Wolzogen, oder es tanzt gar schon die Prinzessin Chimay mit ihrem Zigeunerprimas und ein paar dressierten Schweinen im Deutschen Theater herum."

„Ernst ist das Leben, heiter die Kunst," sagte Herr Taxil nachdenklich und senkte sein Haupt.

Eine lange Pause trat ein. Ich ließ den unheimlichen Gast nicht aus den Augen, und nahm Gelegenheit, ihn jetzt nach dem ersten Schrecken etwas genauer zu betrachten. Er hatte sich längst

selbst einen Stuhl angeboten und thronte nun vor meinem Schreibtisch wie Luzifer auf dem unvergleichlichen Bilde von Franz Stuck. Mit der linken Hand stützte er sein spitzes Kinn, und mit der rechten zupfte er traumverloren an den beinernen Knöpfen seines schwarzen Talars.

„Also auch Herr von Wolzogen?" begann er endlich, indem er den faltigen Mund so vorsichtig öffnete, als habe er eigentlich schon zu viel gesagt. „Schreibt er denn nichts mehr?"

„Das wissen Sie nicht? Er hat ja feierlich erklärt, daß er jeden Tag seine Feder zerbrechen möchte, seitdem er die „Versunkene Glocke" erleben durfte."

„Wie? Solche Idealisten giebt es auch hier?" fragte mein Gegenüber lauernd. „Die Sorte glaubte ich nur in Berlin zu finden."

Das beleidigte meinen weißblauen Patriotismus: „Sollen vielleicht die Berliner wieder was vor uns voraus haben? Sie, da müßte ich bitten."

„Wo denken Sie hin?" rief Herr Taxil ganz bestürzt. „Ich werde mich wohl hüten, anzüglich zu werden in einer Stadt, wo ein Dr. Johannes Sigl eine so eminent segensreiche Thätigkeit entfaltet. Übrigens wie kamen wir auf dies höchst fatale

Thema? Richtig! durch Herrn von Wolzogen! Na, wie geht es ihm denn sonst?"

„Ich hoffe recht gut, trotzdem er maître de plaisir ist bei der modernen Frauenemanzipationsbewegung, die ja hier ihre schönsten Blüten zeitigt."

„Ist ja wahr!" rief Herr Taxil lebhaft. „Nun, was treiben die würdigen Damen? Ist es immer noch nicht durchgedrungen in diesem waschlappigen Parlamente, daß die Männer in Zukunft die Kinder auf die Welt zu bringen haben?"

„Leider noch nicht. Die Herren Abgeordneten scheinen sich's dreimal zu überlegen."

„Reaktionäre Gesellschaft!" murmelte Herr Taxil verächtlich.

Der erste Wortschwall schien versiegt, die erste Neugierde befriedigt. Herr Taxil senkte die Augen und stierte in den Boden, als wolle er in der nächsten Sekunde mit Gestank und Gelächter hinunterfahren. Leider that er es nicht. Ich wartete und wartete, bis es mir endlich zu dumm wurde. Da zog ich meine Uhr heraus und räusperte vernehmlich.

Herr Taxil sah mich an:

„Sie verzeihen, ich habe mich noch gar nicht nach Ihrem Befinden erkundigt."

Mißtrauisch erwiderte ich seinen Katzenblick:

„Na, augenblicklich geht es mir nicht besonders. Mir ist wohler, wenn ich allein bin."

„Und sonst im allgemeinen?"

„Ganz famos! Ich führe ein sehr gesundes Leben. Haben Sie denn nicht gelesen, was die Berliner über mich schreiben? Jeden Morgen einen Gipfel von fünftausend Meter, dann rauf' ich ein bißchen, hau' ein paar Menschen auf der Straße nieder, verzehre ein Kalb, schütte zwei Hektoliter Bier hinunter, und neben dieser angenehmen Beschäftigung leime ich eine Komödie zusammen."

„Dabei müssen Sie sich aber sehr wohl befinden."

Ich sah ihn durchdringend an:

„Im Augenblick wirklich nicht, doch das giebt sich vielleicht, wenn Sie wieder . . . wieder draußen sind."

„Sie sind sehr offen," rief Herr Taxil.

„Nichts für ungut," sagte ich treuherzig. „Diese Offenheit ist eine der zahllosen Vorzüge unseres so unendlich gemütvollen Volksschlages, darum seien Sie mir nicht böse."

„Aber wo denken Sie hin?" sagte Herr Taxil, indem er gleichfalls aufstand.

Wieder trat eine Pause ein. Endlich verneigte ich mich leicht:

„Ich sage Ihnen adieu, denn ich werde ausgehen.“

„Und ich werde Sie begleiten.“

„Begleiten?“ rief ich entsetzt.

„Aber selbstverständlich,“ lachte Taxil. „Ich rechne doch bestimmt darauf, daß wir den heutigen Abend gemütlich zusammen verleben werden.“

„Bedaure! Ich werde jetzt in den Glaspalast gehen, und für heute abend bin ich zur Thierschfeier eingeladen.“

„Paßt mir ja famos!“ sagte mein neuer Freund, „da wollen wir dann gemeinsam Ihren Kunstbericht verfertigen.“

„Ach, ich schreib' gar keinen mehr. Lassen Sie mich aus.“

„Fällt mir ja gar nicht ein,“ meckerte Herr Taxil und packte mich bei der Schulter. „Man malt den Teufel nicht umsonst an die Wand, nicht einmal in München. Das merken Sie sich, und nun führen Sie mich recht galant. Sie sollen mal sehen, daß ich auch was von der Kunst verstehe.“

Ich wollte noch den Mund aufthun, aber die Macht dieses Teufels war eine so unerhörte, daß

ich kein Wort des Widerspruches mehr hervorbrachte, sondern geduldig neben ihm die Treppe hinabschritt wie die von Siegfried bezwungene Brünnhilde, mit niedergeschlagenen Augen und herabhängenden Armen. Wir gelangten durch den Vorplatz ins Freie, und ich konnte mir nun die angenehmsten Vorstellungen machen, was sich wohl meine Bekannten denken möchten, wenn sie mir mit diesem Subjekte auf der Ludwigstraße begegnen sollten. Heißer wurde mir bei jedem Schritte, den wir vorwärts kamen, und in dieser grenzenlosen Hilflosigkeit nahm ich mir vor, Herrn Leo Taxil unter völliger Außerachtlassung seiner gewiß bedeutenden Individualität, und gegen alle Regeln des nunmehr auch hier in schwunghaftem Betrieb stehenden Anarchismus, einfach dem nächsten Gendarmen als ganz gemeinen Hochstapler zu übergeben. Bruno Wille, der edle Menschenfreund, und John Henry Mackay mochten mir dann von Wolkenkuckucksheim aus gnädige Verzeihung senden. Leider bedachte ich aber bei meinem schwarzen Plane, der ja so weit ganz schön gewesen wäre, die Hauptsache nicht, daß in München nie ein Schutzmann zu finden ist und dem friedliebenden Bürger die Regelung seiner privaten Angelegenheiten selbst überlassen bleibt.

Aus diesen Gedanken riß mich plötzlich ein sanfter Stoß, den mir mein freundlicher Begleiter in die Seite versetzte.

„Sagen Sie, werter Freund, wer sind diese ehrwürdigen Herren da drüben? Ist das die Tracht der hiesigen Geistlichen?“

Ich schielte vorsichtig hinüber, aber Herr Taxil schien mir irre zu reden.

„Wen meinen Sie denn?“ fragte ich ärgerlich.

„Na, diese sieben oder acht Herren da drüben mit dem schlotternden Gang, den schweren Spazierstöcken, den haushohen Vatermördern, den langen, braunen Röcken, die fast den Boden fegen?“

„Sind Sie verrückt?“ schrie ich. „Das sind junge Leute von siebzehn bis zwanzig Jahren, lauter Mitarbeiter bei der „Jugend“ und beim „Simplizissimus“ Dichter und Maler, unsere Hoffnung und kraftvolle Zukunft.“

„Nicht denkbar,“ rief Herr Taxil. „Also aus solchem Materal wird die liebe „Jugend“ und der schon mehrfach konfiszierte „Simplizissimus“ hergestellt?“

Ich gab keine Antwort, sondern eilte von dannen. Aber es half mir nichts, denn Herr Taxil setzte auf seinen schwarzen Filzschuhen unhörbar und behende

wie ein Kater neben mir her und rieb sich munter die Hände, als gefiele es ihm immer besser in München. So ging's im Sturmlauf die breite Ludwigstraße hinab, an Palästen und Monumentalbauten vorüber.

„Kolossal," flüsterte Herr Taxil, „ganz kolossal! Das hat Schwung, das hat Größe, das hat etwas von dem, was man klassisch nennt, wenn man sich zwei Stunden gründlich gelangweilt hat."

Ich kehrte mich auch jetzt nicht an ihn, sondern hetzte immer stärker davon, bis wir endlich in der Ferne den Glaspalast auftauchen sahen. Mein Begleiter hatte seine Beobachtungen unterdessen nicht eingestellt, sondern immer die Häuser hinaufgeblickt und seiner unverhohlenen Bewunderung lebhaften Ausdruck gegeben. Nur vor dem Kriegerdenkmal in der bayrischen loggia dei lanzi stieß er ein ärgerliches Brummen aus und bekreuzigte sich. Das schien sogar ihm zu dumm zu werden. Auch am Wittelsbacherbrunnen kam er nicht ganz glatt vorüber, sondern schüttelte heftig sein würdiges Haupt.

Plötzlich aber faßte er mich wieder beim Arme und deutete nach der Seite:

„Laufen Sie doch nicht so, mein Bester, sondern

sagen Sie mir lieber, was das da drüben für ein stattlicher Bau ist?"

„Das Künstlerhaus," sagte ich äußerst unwirsch.

„Scherz oder Ernst?" rief Herr Taxil. „Ich hätte fast geschworen, es sei ein — doch halt, wie konnte solch ein Wort über meine frommen Lippen kommen? Übrigens bekennen Sie selbst, werter Freund: Erinnern diese einladenden Semmel- und Brezelformen der Fassade, sowie der große Verladungshof des merkwürdigen Hauses nicht eher an alles andere als ein Künstlerheim? Seien Sie ehrlich!"

In mir kochte es. Der Erbauer dieses Hauses, Herr Gabi Seidl, ist Münchens größter Architekt und befindet sich im Verein mit seinem Bruder, Herrn Mani Seidl, auf dem besten Wege, kraft seiner einflußreichen Stellung und einer zahlreichen Verwandtschaft, meiner vielgeliebten Vaterstadt diesen reizenden Baustil für immer aufzudrücken, wie der Bäcker sein Zeichen dem frischgekneteten Teig. Ich schätze ihn schon deshalb so hoch, weil er in dem neuen, bayrischen Nationalmuseum, seinem eigentlichen Lebenswerke, so ziemlich alle Stile der Welt kunstvoll vereinigt hat, ohne aber dabei seine eigens erfundenen Formen im mindesten zu vernachlässigen,

die alle berechtigten Münchner Eigentümlichkeiten, den Maßkrug, den Rettig und die Brezel in Türmen, Thüren, Schlössern und Fenstern getreulich wiederspiegeln. Freilich, über seinen neuesten Bau, über den mein frecher Begleiter sich lustig machte, hatte ich mir bei aller Ehrerbietung doch auch schon den einen oder anderen Gedanken gemacht, vor allem begriff ich nicht, warum der geniale Architekt das sonderliche Ding so bockbeinig „Künstlerhaus“ nannte. Er hätte es ja auch ganz anders taufen können, vielleicht Kaffeehaus, Getreidemagazin oder Gefängnis und zwar umsomehr, als es völlig ausgeschlossen ist, daß bei dem reizenden Einvernehmen der zahllosen Malergruppen Münchens jemals ein Künstler hineingeht. Aber trotz dieser Bedenken wollte ich mich durch einen hergelaufenen Burschen nicht in der Verehrung irre machen lassen, die ich einem Münchner Meister wie Herrn Seidl entgegenbrachte, denn ich bin nun einmal, wie schon erwähnt, ein Charakter.

Herr Leo Taxil kümmerte sich indes nicht im mindesten um mein verschlossenes Schweigen. Er witzelte immer weiter, bis es mir endlich zu dumm wurde, und ich ihm an der Pforte des Glaspalastes wütend ins Gesicht brüllte:

„Alles, was recht ist, aber jetzt halten Sie's Maul! Keine Ahnung haben Sie von der Kunst."

Mir so meine Freude verderben zu lassen, das hatte mir gerade noch gefehlt!

Doch der so Beschimpfte ließ wieder jenes sanfte Lächeln über seine verrunzelten Züge gleiten, das ihm zur zweiten Natur geworden zu sein schien.

„Lassen Sie uns mal eintreten," sagte er gütig. „Dann wollen wir die Probe machen."

Damit legte er seinen Arm in den meinen und führte mich behende über die Schwelle ins Hauptvestibül. Eilig ging es vorbei an der frisch mit Grünspan bestrichenen Pallas Athene, der wunderthätigen Schutzpatronin der Herren Maler und Bildhauer, und dann in ununterbrochener Hast von Saal zu Saal, von Bild zu Bild, als ob wir gestohlen hätten. Erst dann, als wir nach einem scharfen Rekord von zwei bis drei Stunden wieder ins Vestibül zurückeilten, hielten wir ein, und ich fiel halbtot auf einen der Sessel, während Herr Taxil seinen langen Jesuitenhut abnahm und den Schweiß von der Stirn trocknete.

„Fein, was?" sagte er ausschnaufend. „Kein Zweifel, man bekommt was für sein Geld, und wär's auch nichts weiter als ein furchtbares Schädelweh."

„Für Sie immerhin mehr als genug," sagte ich und glaubte sehr bissig gewesen zu sein.

„Man muß zufrieden sein bei diesen elenden Zeiten," erwiderte er demütig. „Übrigens, Scherz beiseite, eine Riesenleistung ist es schon, die man da drinnen besteht. Man wird ja förmlich benebelt! Ich bitte Sie, diese symbolistischen Orgien, diese koloristischen Räusche, die buntgrotesken Symphonien — rein zum Blödsinnigwerden, zum Hinsinken. Die ganzen Augen hab' ich voll Farbe."

„Na, von welchen Bildern denn?"

„Wer zählt die Völker, nennt die Namen?" rief Herr Taxil begeistert. „Wollen Sie mir vielleicht weismachen, daß Sie etwa noch den leisesten Dunst haben von einem einzigen Bild in diesem unheimlichen Labyrinth von Sälen?"

Prüfend sah ich ihn an:

„Machen Sie sich schon wieder über das Arrangement lustig?"

„Fällt mir gar nicht ein. Höchsten Respekt vor der Konsequenz des Herrn von Lenbach und nicht minder vor seiner zarten Rücksicht! Er hat ja selber dreißig Bilder weniger ausgestellt als sonst, um den andern Platz zu machen."

„Na also, und seine retrospektive Ausstellung?"

„Hut ab! Das ist seine gewaltigste Leistung. Es hängt zwar alles voll von der Decke bis zum Fußboden, aber wenn Herr von Lenbach nie ein Bild gemalt hätte, er müßte weiterleben für alle Ewigkeit wegen dieser retrospektiven Ausstellung."

„Es freut mich, daß Ihnen mal was gefällt."

„Und ob mir das gefällt!" rief Herr Taxil. „Diese Sache bedeutet ja ein Wunder, einen Merkstein in unserm ganzen Ausstellungswesen. Bedenken Sie doch den ganz unermeßlichen Vorteil, daß man da Bilder gar nicht wiedererkennt, die man vor zwanzig Jahren unbegreiflicherweise mal gut gefunden hat."

„Also ... also?"

„Aber, werter Freund, ich bin ja voll der tiefsten Verehrung und ganz speziell, ich wiederhole es, für die Retrospektive. Ihr Vorteil ist gar nicht hoch genug anzuschlagen, und ich hoffe recht sehr, daß Herr von Lenbach, den Gott uns ebenso lange erhalte, als er den Tizian dem cinquecento schenkte, nach zwanzig oder vierzig Jahren wieder solch einen retrospektiven Saal mit Goethischen Zitaten und Fanfarengeschmetter eröffnet."

Äußerst mißtrauisch sah ich ihn an:

„Warum wollen Sie das?"

Herr Taxil neigte sich tief herab und dämpfte seine melodische Stimme zu einem höchst geheimnisvollen Flüstern:

„Damit die Welt, von der man nicht verlangen kann, daß sie allzu hastig kapiert, so nach und nach die wahre Bedeutung verschiedener Größen mit aller Gemächlichkeit in sich aufnimmt.“

„Aber Sie wollen doch nicht behaupten —“

„Werter Freund, ich behaupte gar nichts. Damit muß man sich in dieser Welt gar sehr in acht nehmen, insbesondere darf man nicht mit Steinen werfen, wenn man selbst im Glaspalast sitzt. Aber, so wahr mir der heilige Vater noch heute mit aller Zärtlichkeit zugethan ist, sage ich Ihnen, daß eine retrospektive Ausstellung in zwanzig Jahren eine ungemein lehrreiche Sache wäre, von der man ganz außerordentlich profitieren könnte.“

In mir kochte und wirbelte es nur so durcheinander, und mit Entsetzen merkte ich, daß der nichtsnutzige Bursche auf dem besten Wege war, meinen Glauben an alles Hohe, Edle und Gute bedenklich ins Wanken zu bringen. Ich rückte mit meinem Stuhle ganz an die Wand zurück und wehrte ab mit allen Zeichen einer namenlosen Angst.

Aber Herr Taxil ließ sich nicht irre machen:

„Ich möchte sogar noch weiter gehen," flüsterte er mit impertinentem Lächeln, „und solch' retrospektive Ausstellungen auch für andere Zweige des herrlichen Kunstbaums in Vorschlag bringen, zum Beispiel für die Litteratur."

„Jetzt hören Sie auf," rief ich erregt und sprang in die Höhe.

„Warum denn?" fragte Herr Taxil ganz unbefangen. „Reden Sie mal mit Herrn von Lenbach! Vielleicht ist der feine Goethekenner zu bewegen, auch diese Sache ein bißchen zu deichseln, nachdem er . . ."

„Genug, genug! Die Litteratur geht Sie gar nichts an."

„Umgekehrt denken wohl die Maler genau so," meinte Herr Taxil, „aber trotz und trotzalledem, werter Freund, der Retrospektive gehört die Zukunft."

„Meinen Sie?" sagte ich, aufs tiefste betroffen von diesen eindringlichen Versicherungen.

„Warten Sie's ab, wie all das Zeug, was da chaotisch herumhängt, groß und klein, lang und breit hell und dunkel, in zwanzig Jahren aussieht."

Vor meinen Augen wurde es Nacht. Jedes dieser cynischen Worte bohrte sich unter unsäglichen

Schmerzen in meine gemarterte Seele, und das Schrecklichste war mir dabei, daß sogar ich selbst, jawohl, zu meiner Schande sei's gesagt, ich selbst schon manchmal von beklemmendem Argwohn verfolgt war, ob wohl alles wirklich so gar vortrefflich sei, wie es die geaichten Leiter hiesiger Kunst Jahr aus, Jahr ein einem gläubigen Auditorium vorpredigten. War es mir doch schon vorgekommen, daß ich sogar vor den Bildern einiger Künstler, die mit goldenen Medaillen behangen waren wie ein Schützenkönig auf der Festwiese, von respektwidrigen Zweifeln erfaßt wurde! Bis heute hatte ich das freilich noch nicht zugegeben, vielmehr energisch dagegen angekämpft, denn der beste Mensch bleibt immer der auf der Welt, der fest überzeugt ist, daß alles, wie es von oben geschoben wird, gut und vortrefflich ist. Am letzten aber durfte ich heute eine Schwäche zeigen, wo der leibhaftige Satan gekommen war, mich zu verführen. Darum nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und sah ihm fest in die Augen:

„Sagen Sie, was Sie wollen, das glaube ich einfach nicht.“

„Nach Belieben,“ meinte er höhnisch, „es kann jeder so gescheit sein, wie er will. Und wenn Sie

jetzt nach den zahllosen Stillleben, den anmutigen Bauern, den indifferenten Landschaften, den ewigen Centauren und Faunen, den süßlichen Akten der Kollegen- und Luitpoldgruppen noch nicht zur Erkenntnis kamen, dann ist Ihnen halt eben nicht zu helfen.“

„Aber die Secession!“ rief ich mit blitzenden Augen. „Die lasse ich mir nicht streitig machen, denn ich bin ein moderner Mensch mit frischem Empfinden.“

Herr Taxil schien etwas verblüfft. Er legte die Arme übereinander und senkte sein Haupt sehr nachdenklich auf die schmale Brust herab.

„Die Secession,“ sagte er dumpf.

Ich lachte ihm frech ins Gesicht:

„Jawohl, die Secession, die uns wieder gezeigt hat, was zeichnen und Malen heißt.“

„Wie meinen Sie?“ fragte Herr Taxil hastig.

„Unterstehen Sie sich und machen Sie sich lustig über diese große Errungenschaft, bei der die jungen Talente und Genies wie die Pilze aus der Erde schießen.“

„Wissen Sie was?“ sagte Herr Taxil nach kurzem Besinnen. „Kehren wir mal den Spieß um, und Sie nennen mir selbst die bedeutendsten Bilder, die Sie dort entdecken konnten.“

„Allmächtiger Himmel," rief ich. „Das ist doch — mein Gott, das ist doch ... na, überhaupt ... ich bitte Sie ... fragen Sie doch herum, wo Sie wollen, fragen Sie jedes Kind ... sehen Sie sich selber um, wo die meisten Fremden sitzen, lesen Sie Muther, lesen Sie — na, was fällt Ihnen denn eigentlich ein? Die Secession, die Secession, unser Stolz, unsere Größe, unsere Renaissance!"

„Das glauben Sie im Ernst?" fragte Herr Taxil lauernd.

„Wie kommen Sie mir vor?" fuhr ich auf. „Ich rede nur, was ich glaube."

Mein Begleiter sah mich sonderbar an:

„Na? na? na?" drohte er lächelnd. „Vielleicht kommen wir heute noch auf Ihre Glaubensartikel zu sprechen."

„Oh, ich schwöre Ihnen ..."

„Ist ja gut, ist ja gut," beruhigte Herr Taxil. „Ihre grenzenlose Ehrlichkeit und Ihre hohe Begeisterung entzücken mich, so wahr sich die Secession die besten Säle ausgesucht hat. Allein trotzdem kann ich mir nicht verhehlen, daß auch bei dieser bedeutenden Künstlergruppe eine retrospektive Ausstellung in einigen Jahren — es brauchen vielleicht gar nicht zwanzig zu sein — recht wohlthätig wirken

könnte, wohlthätig im Sinne des lieben Publikums natürlich."

„Und das wagen Sie auch zu behaupten von den ersten Namen?"

„Ich gehe immer gerne aufs ganze in meinem Leben," meinte Herr Taxil.

Heftig stampfte ich auf den Boden:

„Nein, und dreitausendmal nein! Eine Sache, bei der ein jeder mit so heiligem Eifer und Kampfgeschrei vorging, die muß etwas taugen, wie das Odol oder Wasmuths Hühneraugenringe in der Uhr. Ehre solchen wackeren Fechtern."

„Cedant arma togae," rief Herr Taxil. „Die Herren der Renaissance sind konservativ geworden und malen schlechter von Jahr zu Jahr."

Ich faßte nach seiner Hand:

„Sie, wenn Sie nicht wollen, daß Sie hier die schönsten Prügel kriegen, dann seien Sie still."

„Mein Gott, man hat doch bezahlt."

„Ja, sind Sie wirklich so naiv, zu glauben, daß Sie das berechtigt, Ihre Meinung zu sagen?"

„Aber man darf doch noch fragen, was von der großen Errungenschaft übrig geblieben ist."

„Fragen Sie nicht, sehen Sie sich die Säle an!"

„Nicht mehr?" wieherte Herr Taxil. „Dann

thun Sie mir wirklich leid, wenn Sie sich mit Ihrem Kunstbericht plagen müssen."

„Hören Sie endlich auf mit dem verdammten Kunstbericht, und machen Sie, daß Sie weiter kommen, Sie Verführer, Sie Satan in Menschengestalt, Sie . . ."

„Es thut mir herzlich leid," unterbrach mich Herr Taxil, „aber ich habe versprochen, Ihnen den ganzen Tag zu widmen. Darum werde ich Sie jetzt zu dem Fest auf dem Löwenbräukeller begleiten, und dann erst denke ich mich wieder in mein Hôtel zurückzuziehen."

„Sie wollen wirklich noch zur Thierschfeier mitgehen?" fragte ich ganz verzweifelt.

„Aber gewiß. So 'was interessiert mich doch ungemein. Kommen Sie, werter Freund, und packen Sie Ihre fabelhafte Ehrlichkeit in den Koffer. Es ist ohnehin schon sehr düster geworden in diesen heiligen Hallen."

Er nahm mich wieder beim Arm und wollte mich zur Thüre hinausschieben. Aber da faßte mich eine namenlose Wut über den frechen Gesellen, der mich zum äußersten treiben wollte. Lange genug hatte ich seine Unverschämtheiten ertragen, nun nahm ich blitzschnell meine ganze Kraft zusammen und stieß

ihn mit voller Wucht ins Vestibül zurück. Die Wirkung dieses Gewaltmittels war eine ganz unerhörte. Herr Taxil flog gegen die frischgestrichene Pallas Athene, daß sie zu tanzen begann, und im nächsten Augenblick war mir, als stürzte der ganze Glaspalast mit einem Höllenspektakel über uns zusammen. Aber anstatt nun in edler Haltung tot dazuliegen, schwebe ich plötzlich in der Luft herum, und neben mir fliegt Herr Taxil mit dem Teufel Bitru und der Miß Diana Vaughan, die einen Purzelbaum nach dem andern schlägt und mich so fürchterlich angrinst, wie das bekannte, schreckliche Frauenzimmer, das Herr von Habermann seit Jahren mit rührender Anhänglichkeit in allen Verrenkungen verewigt. Auch der geflügelte Wächter des Paradieses von Herrn Professor Franz Stuck saust neben mir einher, indem er immer mit seinem roten Dachauer Regenschirm droht. Und je weiter ich fliege, überall taucht es auf aus allen Himmelsrichtungen von Gestalten, die aus ihren goldenen Rahmen heraustreten, als wären sie plötzlich lebendig geworden. Dort springt Richard III. als Hofschauspieler Wohlmuth mit gezücktem Schwert herbei, und ich fluche Herrn von Uhde, der ihn erzeugt hat. Ja, sogar der letzte und allerletzte Bismarck des Herrn von

Lenbach tritt aus seinem Dunkel heraus, indem er mich noch verwunderter anstarrt, als er auf dem Bilde schon dreinblickt, und neben ihm laufen die sonst so glatten Damen des Herrn Albert Keller daher, die ihre Noblesse völlig abgeworfen haben und als rasende Megären mir das Gesicht zerkratzen möchten. Zu allem Überfluß läßt Herr Zügel auch noch seine blauen Ochsen, Herr von Heyden sein Federvieh auf mich los, und die geschmeidige Tänzerin des Herrn Hierl-Deronco gießt die braune Sauce über mich, in die sie von oben bis unten getaucht ist.

Ich haue um mich, so gut ich noch kann, aber es hilft mir nichts, denn das Chor der Rache wächst von Sekunde zu Sekunde. Der ganze Glaspalast scheint rebellisch geworden zu sein von tollen Bacchanten, von wütenden Bauern, von singenden Engeln, von opfernden Barden, und aus der ungarischen und russischen Abteilung sprengen ganze Karawanen historischer Reiter mit geschwungenen Säbeln herbei, schauerliche Kerle, die man seit Jahren in der wohlverdienten Grabesruhe wähnte. Freilich taucht auf dem grausigen Fluge wohl auch da und dort ganz vereinzelt ein freundlicheres Bild, eine köstliche Landschaft auf, die das gemarterte Auge wieder erwärmt,

ein Böcklin, ein Segantini, Harrison oder Haider, auch zu Toorop oder Burne Jones schweift ein sehnsüchtiger Blick hinüber, aber gleich darauf springen wieder die fürchterlichsten Erscheinungen um mich herum, und Diana Vaughan fährt mir bei ihren immer tolleren Purzelbäumen mit ihrem grünseidenen Unterrock über die Nase. Selbst gekrönte Häupter nehmen ihre goldene Kopfbedeckung ab, um sie nach dem Fliehenden zu werfen, und dazwischen sausen aus allen Ecken die alten Kisten und Sophas des Herrn von Lenbach auf mein unschuldiges Haupt hernieder, während aus der Tiefe eine unheimliche Bierstimme in bestem oberbayrisch heraufbrüllt:

„Untersteh' dich und glaub' dem Taxil, untersteh' dich und laß dich irr' machen!“

Ich hielt mir Ohren und Augen zu, um Hören und Sehen zu verlieren, und so flog ich fort durch die Luft immer weiter und weiter, bis mich plötzlich im größten Taumel ein lustiger Marsch und das melodische Organ des Herrn Taxil wieder zur klaren Besinnung brachte.

„Was haben Sie denn eigentlich?“ tönte es neben mir.

Eilig nahm ich die Hände von den Augen, und jetzt kennt mein Erstaunen keine Grenzen mehr. Ganz

wohlgeborgen sitze ich mitten in einer glänzenden Festversammlung auf dem Löwenbräukeller, neben mir mein unvermeidlicher Begleiter, Herr Leo Taxil, vor mir ein schlechtgefüllter Maßkrug.

„Was war denn das?" fragte ich noch ganz außer Atem.

Herr Taxil sah mich ruhig an:

„Die einfachste Art, in München vorwärts zu kommen."

„Aber der Teufel Bitru ... Diana Vaughan ... Herr von Habermann?"

„Bitte, jetzt keine Indiskretionen," sagte Herr Taxil sehr scharf. „Verfolgen Sie lieber das großartige Festspiel."

Ich konnte mich immer noch nicht von dem grausigen Traum erholen, aus dem ich eben erwacht war. Besonders wollte mir Diana Vaughan nicht aus dem Kopfe, die mir durchaus nicht einen besonders pikanten Eindruck gemacht hatte, und es ging mir wie den braven Kirchenvätern in Paris und Italien, die das größte Entsetzen bekundeten, als Herr Leo Taxil endlich auf allgemeines Verlangen den duftigen Schleier von der holden Unbekannten abnahm, um den entsetzten Zuschauern die Zunge zu fletschen. Allmählich aber kam ich wieder

ins ruhige Geleise, und als ich nun Charakterkopf an Charakterkopf, Maßkrug an Maßkrug in weiter Runde gewahrte, da merkte ich, daß ich wieder in meiner Vaterstadt war, und suchte mich langsam in den goldumwundenen Tannenbesen und einem erstickenden Zigarrenqualm zurecht zu finden.

Es war in der That ein einziges Fest, glanzvoll und würdig, vor allem dem Charakter Münchens in jeder Weise entnommen. Schon die äußere Seite präsentierte sich bestens. Unten die Menge sang patriotische Lieder, oben unter der Decke spielte eine Militärkapelle, und auf der Bühne des Saales schimpften sich drei männliche Vertreter der hiesigen Bevölkerung, Zipflberger, Lichthuber und Bockdimpfel, wie sie hießen, mit Ausdrücken herum, wie sie höchstens in der Phantasie von Fischweibern oder eines Münchner Festspieldichters entstehen können.

Herr Taxil verfolgte alles mit dem größten Interesse, und wenn das Auditorium frenetischen Beifall klatschte, jubelte er dreimal so stark und brüllte mit hocherhobener Stimme den Zipflberger, Lichthuber und Bockdimpfel entgegen, welch angenehmen Herren sich auch bald mit der nur in Isar-Athen möglichen Selbstverständlichkeit die Pallas Athene im lichten Gewande der Antike zugesellte. Bei der

innigen Verflochtenheit dieser hochmögenden Dame mit allen Münchnern, verstand es sich von selbst, daß der Streit sofort beigelegt wurde, und nun kniete unter donnerndem Beifall der gefeierte Erbauer des Justizpalastes auf der Treppe nieder und ließ sich von der gefälligen Göttin einen Lorbeerkranz um die Schläfe legen. Alles schwang begeistert die Krüge, und die Militärmusik stimmte das heitere Lied an:

„Wo Mut und Kraft in deutschen Seelen flammen."

Herr Taxil raste vor Begeisterung:

„So was ist nur in München möglich," rief er entzückt. „Nehmen Sie die ganze Welt her seit den Zeiten der Renaissance! Diese Ungesuchtheit, diese Frische, diese Größe, diese Naivetät finden Sie nirgends wieder."

„Beruhigen Sie sich nur," sagte ich verlegen, „und schreien Sie wenigstens nicht so, man beobachtet uns."

„Ist mir ja ganz gleich," rief Herr Taxil immer lebendiger, „alle sollen's hören und zwar sofort."

Mir trat der Schweiß auf die Stirne:

„Sie werden doch nicht —"

„Aber sofort werde ich sprechen."

Und ehe ich mich nur besinnen konnte, hatte er

schon seinen Maßkrug ergriffen und war auf den Tisch gesprungen.

„Meine Herren!“ brüllte er wie besessen.

„Was treiben Sie denn?“ rief ich zu Tode erschrocken. „Machen Sie sofort, daß Sie herunterkommen! Ich sag' Ihnen, ich hab' einen entsetzlichen Traum gehabt, daß wir beide die schrecklichsten Prügel bekommen werden.“

Herr Taxil achtete nicht im geringsten meiner verzweifelten Gebärde und nicht meiner Rede. Er schwang seinen Maßkrug wie ein geborener Münchner, und als er merkte, daß er die gewünschte Spannung erzielt und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, begann er langsam und eindringlich:

„Gestatten Sie mir vor allen Dingen, daß ich mich Ihnen vorstelle. Ich bin Leo Taxil, der geistige Erzeuger der Diana Vaughan und des Teufels Bitru, nebenbei auch noch ein eifriger Verehrer der hiesigen Kunst.“

Wenn ich geglaubt hatte, die Münchner würden meinen schätzbaren Freund auf die einleitenden Worte hin zum mindesten steinigen, dann sollte ich sofort eines Besseren belehrt werden. Man empfing Herrn Taxil zunächst mit großem Interesse, und als er den letzten Satz von der Verehrung der Münchner

Kunst sprach, sogar mit lautem Jubel und Händeklatschen. Ich aber kannte den sauberen Patron zur Genüge und erwartete trotz allem Beifall ein böses Ende in demutsvoller Pose. Kaum wagte ich die Augen zu heben, als Herr Taxil sichtlich geschmeichelt von der ehrenden Begrüßung eifrig in seiner Rede fortfuhr:

„Ich danke Ihnen, meine sehr verehrten Herren! Es ist etwas herrliches um die Kunst, wenn sie so gepflegt wird, wie man in München täglich, ja stündlich zu beobachten Gelegenheit hat, und ich versichere Sie, meine Herren, ich war in Paris, in Wien und Berlin, ich habe schon manches gesehen, aber so was, wie heute Abend habe ich noch nicht gesehen.“

Wieder brauste ein jubelnder Zuruf durch den Saal. Bei dem Worte „Berlin“ hatte ich allerdings auch einen lauten Pfiff und entrüstete Pfuirufe vernommen. Aber gleich darauf war die Ordnung wieder hergestellt, und der donnernde Beifall überwog alles.

Herr Taxil aber fuhr mit geröteten Wangen fort:

„Deshalb sage ich Ihnen, meine Herren, alles, was ich heute in München erleben durfte, im Glaspalast, vor dem Kriegerdenkmal, vor dem Künstler-

haus und zuletzt noch hier, hat in mir den beruhigenden Eindruck hervorgerufen, daß die Betriebsleitung und die Regulierung der hiesigen Kunst einer Clique von bestimmten Männern anvertraut ist, auf die sich jeder verlassen kann, der mit ihnen befreundet ist."

Jetzt wagte sogar ich, trotz meiner heftigen Abneigung, mich als Begleiter des Herrn Taxil zu legitimieren, denn der edle Mann schien sich unter frenetischen Beifall zum erklärten Liebling des hiesigen Publikums emporzuschwingen. Ich sah ihn im Geiste schon ausgehauen in der Feldherrnhalle neben Tilly und Wrede stehen. Deshalb erhob ich mich und reichte ihm die Hand, um auch etwas zu profitieren von dem allgemeinen Beifall, als Freund eines großen, angesehenen Mannes.

Aber wie schändlich täuschte der Elende dies kindliche Vertrauen!

„Ich sehe, meine Herren," begann er wieder, nachdem er tüchtig getrunken hatte, „ich sehe mit Freuden, daß ich mit Ihnen nach wenigen Worten bereits so warm geworden bin, wie es bei dem lustigen Künstlervölkchen und der berühmten Münchner Gemütlichkeit auch gar nicht anders möglich war. Und da wir denn so reizend beisammen sind,

so ganz entre nous, möchte ich nicht verfehlen, eine meiner mit Recht so beliebten Enthüllungen zum Besten zu geben, die in Paris so gütiges Aufsehen erregt haben und in denen ich's, ohne mir besonders schmeicheln zu wollen, in der That zu einer gewissen Fertigkeit gebracht habe."

„Worauf steuert er los?" dachte ich bei mir und horchte ängstlich auf jedes weitere Wort des gefeierten Redners.

„Also, lassen Sie sich sagen," fuhr er fort, „daß ich selbst von der Kunst so viel wie gar nichts verstehe, meine ganze Weisheit stammt von Diana Vaughan, mit der ich, wie Sie sich wohl sagen können, in anregendstem Verkehr und engster Fühlung lebe. Diese würdige Dame, deren Unfehlbarkeit durch keinen geringeren als unseren vielgeliebten, heiligen Vater festgestellt worden ist, hat mir nun in schwacher Stunde die höchste Bewunderung für alles Herrliche der guten Stadt München anvertraut, gleichzeitig aber hat sie mir auch verraten, daß es leider Elemente giebt unter Ihnen, die da finden, daß hier auch so manches mit Wasser gekocht werde und die mit wohlfeilem Spott und erbärmlicher Mißachtung das zu bewerfen wagen, was große Männer in so selbstloser Weise zum Besten

Münchens geschaffen haben. (Hört! hört!) Eliminieren Sie, meine Herren, diese schädlichen Bestandteile, stopfen Sie der Hydra den Rachen, damit Sie ungestört weiter wursteln können im Interesse der Kunst wie auch in Ihrem eigenen."

Eine furchtbare Erregung ging durch den Saal. Die erst so freundlichen Gesichter verzogen sich, und alles reckte drohend die Hände.

„Namen nennen, Namen nennen," tönte es von allen Seiten.

Herr Taxil lächelte:

„Diana Vaughan war so gütig, mich auch nach dieser Richtung hin aufzuklären. Hier, mein vielwerter Freund, Herr Josef Ruederer, soll einer jener gefürchteten Menschen sein, die den so unbedingt nötigen Autoritätenglauben verleugnen, die das Erhabene in den Staub treten und denen nichts heilig ist auf der Welt."

Ich sprang wie besessen von meinem Stuhle:

„Das ist eine Lüge, eine Schändlichkeit, eine Verleumdung," brüllte ich, „ich glaube an alles Gute, Hohe und Schöne, ich verehre . . ."

Mehr konnte ich nicht mehr sagen, denn unter furchtbarem Wutgeheul flogen aus allen Ecken Bierfilzel, Käserinden und Rettigschwänze auf mich herbei.

„Naus, naus mit dem Kerl!“ schrie die Versammlung wie aus einem Munde.

Ich machte eine ohnmächtige Bewegung der grimmigsten Wut gegen den elenden Taxil:

„Der hat alles schlecht gemacht, nicht ich,“ brüllte ich mit dem ganzen Aufwand meiner Lungen. „Der hat geschimpft.“

„Alle zwei naus, alle zwei miteinander,“ tobten die Leute und warfen sich auf Herrn Leo Taxil.

„Der Himmel erleuchte euch,“ rief er mit bebender Stimme. „Lohnt ihr so meine Enthüllungen, meine —“

Alles, was er noch sagte, ging verloren in dem rasenden Tumult. Die Menge bewarf ihn mit Krügen, und gleich darauf erschienen zahllose Brauburschen mit nackten, sehnigen Armen, die einen Bildhauer berauschen konnten. Im Handumdrehen hatten sie uns gepackt, und nun flogen wir beide unter den Klängen des Schunkelwalzers die wunderbare Freitreppe hinunter, daß der Jesuitenhut des Herrn Taxil und mein feingebügelter Cylinder bis zu den klassischen Propyläen rollten.

„Nervöse Menschen,“ meinte Herr Taxil, als er sich langsam erhob.

Wütend stürzte ich auf ihn los:

„Sie, Sie sind an allem Schuld, Sie elender Heuchler, Sie Spitzbube.“

„O, jetzt keine Schmeicheleien zu so später Stunde,“ wehrte er ab.

„Die Knochen möchte ich Ihnen entwei schlagen,“ tobte ich.

„Verfallen Sie doch nicht wieder in den Ton des Festspiel's, das wir eben erdulden mußten,“ mahnte Herr Taxil.

„Wie können Sie sich unterstehen, zu behaupten, ich sei nicht voll der größten Verehrung für das Gewaltige unserer Münchner Kunst?“

„Mein Gott, wenn es Diana Vaughan kraft einer göttlichen Eingebung offenbart.“

„Gehen Sie mit diesem elenden Schwindel!“

„Na, wer weiß, ob Diana Vaughan nicht doch die Wahrheit sprach, ich traue Ihnen nicht recht, werter Freund.“

„Ich verbitte mir diese Titulatur, ich bin nicht Ihr Freund, und jetzt machen Sie, daß Sie weiter kommen.“

„Nun wohl, ich gehe,“ sagte Herr Taxil nach kurzem Besinnen. „Ich gehe, aber ich komme wieder.“

„Riskieren Sie's nicht.“

„Es ist ein zu dankbares Feld, und von Zeit

zu Zeit wäre es den Münchnern recht gut, wenn ein Leo Taxil ein bißchen hereinlugte."

„Gott bewahre uns in Gnaden," rief ich entsetzt und rannte davon, ohne mich um meinen Cylinder zu kümmern.

Aber Herr Taxil war mir noch einmal auf den Fersen:

„Hören Sie," rief er atemlos. „Hören Sie, ich merke doch, daß es mit der Kunst eine eigene, dumme Sache ist. Man kann Prügel bekommen, wenn man die Wahrheit sagt. Ich hab' mir's reiflich überlegt und möchte mich doch wieder den geistlichen Dingen zuwenden."

„Gehen Sie zum Teufel," schrie ich, immer weiter laufend.

Herr Taxil hielt mit mir Schritt:

„Ich werde Ihrem freundlichen Rate folgen," rief er, „nur noch eine Bitte erfüllen Sie mir. Können Sie mir vielleicht in der Nähe einen recht kräftigen Wallfahrtsort in schattiger Lage mit civilen Preisen und aufmerksamer Bedienung empfehlen, wo man mit einer jungen Dame recht ungestört einige Wunder wirken kann?"

Ich antwortete nicht, sondern rannte so stark, daß Herr Taxil es endlich aufgeben mußte.

„Na, wenn Sie nicht wollen,“ rief er mir ächzend nach, „dann grüßen Sie wenigstens noch Herrn Professor Quidde nebst seiner holdseligen Caligula, aber, bitte, beide recht herzlich, hören Sie? Recht herzlich.“

Wie besessen stürmte ich die Straßen dahin, bis ich endlich schweißtriefend nach Hause kam. Dort verschloß ich zehnfach die Thüre hinter mir und warf mich halbtot auf meine Lagerstatt.

* * *

Volle vierzehn Tage bin ich seitdem nicht mehr ausgegangen. Ich schäme mich vor allen Bekannten, und wenn ich an Herrn Taxil denke und an seine grausigen Enthüllungen, dann schaudert mir heute noch die Haut.

Druck von Hesse & Becker, Leipzig.

[illegible]

Ruederer, Josef,

Höllischer Spuk ein Münchner Erlebnis

Berlin 1897